

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 61 (1956-1957)
Heft: 12

Artikel: Trotz und Leichtsin
Autor: Schneeberger, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-316667>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Trotz und Leichtsin

Eichendorff beginnt seine Geschichte vom «*Taugenichts*» mit folgenden Worten: «Das Rad an meines Vaters Mühle brauste und rauschte schon wieder recht lustig, der Schnee tröpfelte emsig vom Dache, die Sperlinge zwitscherten und tummelten sich dazwischen; ich saß auf der Türschwelle und wischte mir den Schlaf aus den Augen; mir war so recht wohl in dem warmen Sonnenscheine.» Und so recht wohl war ihm auch einige Zeit später als Einnehmer einer kleinen privaten Zollstelle: «Den ganzen Tag (zu tun hatte ich weiter nichts) saß ich auf dem Bänkchen vor meinem Hause, rauchte Tabak aus dem längsten Rohre, das ich von dem seligen Einnehmer vorgefunden hatte, und sah zu, wie die Leute auf der Landstraße hin und her gingen, fuhren und ritten. So saß ich denn da und dachte mir mancherlei hin und her.»

Wir sind geneigt, diese Schilderung als eine vorzügliche Beschreibung des *Leichtsinnes* und des leichtsinnigen Menschen für unsere Überlegungen in Anspruch zu nehmen. Vielleicht sollten wir aber doch zurückhaltender sein, denn dieser Eichendorffsche *Taugenichts* kennt auch den bitteren Schmerz. Er hat zum Beispiel ein Lied gesungen vor jungen Herrschaften, die sich lustig machten, bis auf eine junge schweigende Frau, welche mit den andern weitergeht. «Mir aber standen die Tränen in den Augen, schon, wie ich noch sang; das Herz wollte mir zerspringen von dem Liede vor Scham und Schmerz, es fiel mir jetzt auf einmal alles recht ein, wie sie so schön ist und ich so arm bin und verspottet und verlassen von der Welt — und als sie hinter den Büschen verschwunden waren, da konnte ich mich nicht länger halten, ich warf mich in das Gras hin und weinte bitterlich.» Mir scheint, wir hätten es hier nicht einfach mit dem Leichtsin zu tun. Vielmehr tritt uns hier *der Mensch* entgegen, der sich erschüttern lassen kann, dessen Gemüt der Welt offen steht, dessen Seele empfänglich ist für das jetzige Glück wie für die jetzige Bitternis. Zwar ist es bei Eichendorff ein *Taugenichts*, untüchtig im Arbeitsleben — dafür aber ist er unverhärtet, sensibel und empfindsam. Ist dieser Mensch nicht viel mehr *leichten Sinnes* als einfach schon *leichtsinnig*? Ist es nicht der un-besorgte, ja auch der un-besonnene Mensch; jener also, der nichts weiß um die Sorgen und die Besorgungen für morgen? Der statt dessen völlig da und hier sein darf, jetzt und rein dem Augenblick lebend? Doch spüren wir, daß dies nicht das Ganze ist. Wir spüren, daß so nur der halbe Mensch vor uns steht, der gerade in dieser seiner Halbheit unvermittelt zum nur noch leichtsinnigen Menschen werden kann. Bevor wir dieser Verunreinigung einer im Unvermischten notwendigen Haltung nachgehen, müssen wir sehen, was dem *Taugenichts*, was dem Hans im Glück, was Hesses Knulp fehlt. Ihrem heiteren, leichten Sinn, ihrem Frohsinn fehlt die dunkle und furchtbare Schwester: *die Angst*. Sie ist ebensowenig wie der leichte Sinn einfach und nur eine negative Macht, vieles kann aus ihr werden. Aber sie ist immer der dunkle, schwere Sinn; und in ihrer dunklen Ungreifbarkeit bleibt die Angst ohne sichtbare Gestalt, sie hat nicht Kontur und nicht Boden; wir glauben in ihr versinken, in ihr ersticken zu müssen. Die Angst ist uns in diesen Tagen vertrauter als der heiter leichte Sinn; die Angst als «das Grundgefühl der Kreatur sofern und soweit sie sich auf sich selber stellt» (Moor). Die Angst ruft der Sorge und diese dem Tun, der gesammelten Willensanstrengung, um die Sorge bewältigen zu können; die Angst fordert uns zum Handeln heraus, wir vermögen ihr nicht stille zu halten wie dem heitern Sinn und seinen Gehalten. Wir haben aber die Wahl, wenn wir aus der Erschütterung der Angst heraustreten: Wir können uns verkrampfen in den *Trotz* oder uns lösen in die *Tapferkeit* — wie wir zwei Haltungen zu verwirklichen vor die Wahl gestellt sind, wenn wir aus dem heiteren Sinn heraus zu leben beginnen: Wir können dem Leichtsin und der *Willfährigkeit* verfallen oder in uns das Vertrauen aufbauen und zulassen. *Trotz* und *Willfährigkeit* sind somit zwei defekte Formen menschlicher Haltung, wie andererseits *Tapferkeit* und *Vertrauen* menschlich vollwertige Haltungen sind — beide Verhaltenspaare entwachsen den gleichen Wurzeln, der Angst auf der einen und dem heitern, unbesorgten Sinn auf der andern Seite.

Wie geschieht es, daß das eine Mal Trotz, das andere Mal aber Mut und Tapferkeit die Antwort auf die Angst ist? Wie geschieht es, daß einmal Willfährigkeit und Leichtsin, ein andermal Vertrauen aus dem heitern, leichten Sinn hervorgehen?

Wer Angst hat, strebt aus der Angst heraus. Furcht und Sorge bieten sich an als Gefäße für die unkonkrete und nicht faßbare Angst. Furcht vor etwas und Sorge um etwas sind leichter zu tragen als Angst, weil sie in uns den Willen erlösen, dem Willen Gelegenheit geben, etwas zu wollen, etwas zu tun, etwas zu besorgen, zu bekämpfen, einzustehen für etwas. Der so zu aktivem Vorgehen und Eingreifen gedrängte Mensch kann sich nun aber verlieren an die ausschließliche Aktivität, an ein System von Werten, welche zu einer vorerst wohl hilfreichen, dann aber einengenden inneren Gesetzmäßigkeit führen. Die Sicherung vor der Angst wird dadurch erreicht, daß man sich nicht mehr der unbewehrten Offenheit des Gemütes auszusetzen wagt, wie es unser Eichendorffscher Taugenichts ausschließlich tut. Man gewinnt damit zwar, daß man unbehelligt bleibt von der Angst, verliert aber gleichzeitig das Geschenk neuer Bilder und Gesichte, neuer Gewißheiten, welche uns die erschütterungsbereite offene Seele anbieten könnte. Ohne diese Gehalte aber erstarrt das sorgende Wollen und verkrampft sich auf bestimmte, einmal erfahrene Ziele, welche jetzt Gesetz werden. Unser Tun wird moralistisch und steigert sich zum Trotz, wenn diese einzelnen Ziele als das Letzte, als das Ganze betrachtet werden. Hätten wir in ihnen auch einmal im besten Falle das Ganze unserer individuellen persönlichen Möglichkeiten einer seinerzeitigen Reifestufe umfaßt, so fallen sie eben ohne die Befruchtung aus dem immer wieder neu zu wagenden Sich-Ergreifenlassen von dieser Welt in Einzelziele zurück und engen so den Menschen ein, zwingen ihn zur verkrampften Verteidigung seiner schwach gewordenen Position und nötigen ihm den Trotz ab — den Trotz, in dem wir mit unserm ganzen Willen festhalten am Bisherigen auch gegen eine wohlmeinende und mahnende Umwelt. — Tapferkeit aber wächst dort heran, wo der durch die Angst aufgestörte Mensch mit seinem Tun, mit seiner willensmäßigen Anstrengung und Anspannung den im Vertrauen in die Welt erfahrenen Gewißheiten zu dienen bereit ist.

Wie sich der Mensch aus der Angst in den Trotz verirrt, kann er sich aus dem heitern offenen Sinn auch in den Leichtsin und in die Willfährigkeit hinein verirren. Dieser Abweg ist leichter und unmittelbar verständlich. Wir sehen die Gefahr beim Taugenichts: Er ist «so froh»; er ist mit dem, was ihn augenblicklich ausfüllt und froh macht, vollauf zufrieden. Es genügt ihm das Erleben des Froh-Sinnes, oder auch das Ausgefülltsein mit Schmerz, wenn es sich so schickt. Er vergißt aber, aus dieser Erlebnisfülle heraus etwas Neues zu gestalten, sich aufzumachen und sich willensmäßig einzusetzen für das, was ihm wert ist. Arbeit und Anstrengung kennt er nicht als Ausdruck und Realisierung für die im gefühlsmäßigen Erleben geahnten oder sogar als Gewißheiten empfangenen neuen Gehalte; ahnungsvolles Ertasten neuer innerer Welten und intensives Erleben der momentan sich anbietenden Stimmungen genügen ihm. Wenn dieser Mensch sich auch noch gelegentlich zu einer Arbeit hergibt, so sucht er ihr doch zu entrinnen, wenn es sich irgend machen läßt: «So oft der Gärtner fort und ich allein war (Taugenichts arbeitet in einer Schloßgärtnerei), zog ich sogleich mein kurzes Tabakspfeifchen heraus, setzte mich hin und sann auf schöne höfliche Redensarten, wie ich die eine junge schöne Dame unterhalten wollte. Oder ich legte mich an schwülen Nachmittagen auf den Rücken hin, wenn alles so still war, daß man nur die Bienen summen hörte, und sah zu, wie über mir die Wolken nach meinem Dorfe zuflogen und die Gräser und Blumen sich hin und her bewegten.» Auch aus dieser Stelle spüren wir heraus, wie reich der Leichtsinige innerlich eigentlich ist, wie reich er sein *könnte*, wenn er nicht alles wieder zwischen seinen untätigen Fingern hindurch zerrinnen lassen würde. Wie soll auf diese Weise *Konstanz*, *Kontinuität*, *Haltung* entstehen können, wenn der Leichtsinige nicht bereit ist, durch seinen aktiven Einsatz das Erlebte, die Fülle zu formen, in den Tag hinaus zu stellen als Werk? Er wird *haltlos*, weil er allein und voreilig sich den je und je wechselnden Stimmungen überläßt, er wird *bindungs-*

und beziehungslos, weil er von Sache zu Sache, von Mensch zu Mensch huscht. Doch gelingt dem Leichtsinigen auf die Dauer nicht, einfach ungeschoren davonzukommen; auch hat nicht jeder Leichtsinige die Kraft, den eingeschlagenen Weg als Taugenichts oder als Knulp wirklich zu Ende zu gehen. Normalerweise gerät er rasch in Konflikte mit seiner geordneten Umgebung, und um diesen Konflikten auszuweichen, ihnen entgegen zu können, unterstellt er sich willfährig den jeweiligen, ihm aber eigentlich fremden Impulsen der andern. Zuneigungsselig, ohne eigene Steuerung, ist er jetzt bereit, zu tun und sich einzusetzen, wenn und solange der andere etwas will und eine Meinung hat. Er kann so sein momentan schlechtes Gewissen für den Augenblick beruhigen. Das schlechte Gewissen stellt sich ja deshalb ein, weil der Leichtsinige spürt, daß er, anheimgefallen seinen wechselnden Stimmungen, untüchtig und untätig werden mußte; und diese Untüchtigkeit nimmt ihm auch die Umgebung eindeutig übel. Der jeweils nur beschränkte Zeit Anwesende hat für ihn darum recht, ihm glaubt und folgt er über alle richtigeren Gesamtzusammenhänge hinaus. Von diesen andern läßt er sich begeistern, momentan begeistern nur, wie er ja auch momentanen eigenen Impulsen erliegt; dieser bestimmende und entscheidende andere bietet ihm die konkreten Möglichkeiten, welche er tätig auszunützen versucht. Solches Angewiesensein auf einen steuernden andern Menschen kann bis zur *Hörigkeit* führen und wirkt sich dann für den Leichtsinigen als erhöhte Verführbarkeit aus.

Der Trotzige widersteht dieser Gefahr, von sich selbst weg verführt zu werden; dafür tritt er an Ort. Der Leichtsinige wittert aber noch durch die Verführung hindurch neue Erlebnismöglichkeiten; er ist deshalb leicht zu gewinnen. Er hat dem Trotzigen voraus, daß er nicht am Ort stehen bleibt; leider ist er aber auch nicht fähig, eine eigene Richtung zu gewinnen, vielmehr schwärmt er nach allen Seiten aus und muß sich so immer wieder neu verlieren. Verkrampfung im Trotz ist ein Haltersatz; die Versteifung vermag eine augenblickliche innere Stabilität herbeizuführen. Leichtsin und Willfährigkeit dagegen liefern den Betroffenen völlig jenem wechselnden Zufall aus, der einen stärkeren andern herbeiführt. Der willfährig Leichtsinige stagniert darum (wenn auch auf andere Weise) wie der verkrampft Trotzige. Und doch müssen wir sehen, daß der Leichtsinige weniger abgeschlossen und ausgeschlossen ist vom lebendigen Strom des Lebens, weil er sich doch, zwar unproduktiv, Erschütterungen auszusetzen wagt. Der Trotzige hingegen, der nur noch moralistisch Tüchtige, ist der Gefangene seiner Gesetzlichkeiten. Immer dann aber, wenn wir geneigt sind, den aktiv tätigen Perfektionisten, den vor Tüchtigkeit strotzenden Menschen in eigener moralistischer Voreingenommenheit über alles Maß zu loben und hoch über den Leichtsinigen, über den Menschen des leichten, heitern Sinnes zu stellen, immer dann müßten wir uns auch an Maria und Martha erinnern und an die Wertung, welche über diese beiden Frauen ausgesprochen wurde.

Das Vertrauen entsteht, wenn wir wagen, die erfahrenen Gehalte im arbeitserfüllten Alltag zu erproben; das Vertrauen wächst mit dem Versuch, dem gefühlsmäßig sicheren inneren Wissen zu gehorchen. Vertrauen und Tapferkeit befruchten und erhöhen sich gegenseitig. Je stärker wir die tatsächliche Tragfähigkeit gelebter Gesichte erfahren, um so größer wird das Maß des Vertrauens sein, des Vertrauens in die Welt und in den Menschen, in das Kind im besondern. So wird der Mensch auch des andern Grundgefühls der Kreatur, des Vertrauens, inne — «des Grundgefühls der Kreatur, die sich ständig gehalten, angesprochen und angerufen fühlt» (Moor).

Von unserer Bestimmung der *beiden Erscheinungen Trotz und Leichtsin* aus können wir nun das *entwicklungsbedingte Auftreten* dieser Verhaltensformen verstehen und darstellen. Was uns bei unseren schwierigen Kindern und Jugendlichen Mühe bereitet, sind ja recht oft Haltungen, wie sie innerhalb der normalen Entwicklung in einzelnen Etappen durchaus legitim sind, die aber dann völlig unzeitgemäß in andern Entwicklungs- und Wachstumsstufen auftreten und eine disproportionierte Gesamtverfassung provozieren. Gut vertraut ist uns dieser Zusammenhang beim Infantilen. Die besonderen

Umstände einzelner Entwicklungsstufen können eben zu jeder andern Zeit im Milieu herbeigeführt werden, wenn sich die Erzieher unangemessen verhalten. Dann bewirken solche Umweltsituationen ähnliche Reaktionen, wie wir sie in andern Entwicklungsstufen beobachten. Da sich diese Reaktionen, zum Beispiel Trotz außerhalb der Trotzphase, mit entwicklungsmäßig neuen Verhaltensformen verbinden sollten, entstehen innere Unausgeglichenheiten, Störungen des Gleichgewichts, der Proportionen. Wenn also der Erzieher das schulpflichtige Kind in ähnlicher Weise noch unselbständig hält, wie es als Dreijähriges war, und es gleichzeitig verwöhnt, so wird das Kind auf das frühere Verhalten des Trotzens zurückgreifen müssen, wenn es sich da oder dort verselbständigen möchte. Diese Trotzhaltung entspricht jedoch nicht dem übrigen Verhaltensinventar eines normal entwickelten schulpflichtigen Kindes, so daß die Proportionen der verschiedenen Verhaltensweisen zueinander gestört werden, was wiederum Spannungen hervorruft. Innere Spannungen jedoch suchen sich einen Ausweg, und der wird über die Brücke des unangemessenen Verhaltens irgendeiner Ausprägung gefunden — das Kind ist schwererziehbar geworden oder wirkt wenigstens im Augenblick so.

Um dieser Zusammenhänge willen also gehen wir den entwicklungsbedingten Veranlassungen nach. Innerhalb der kindlichen Entwicklung begegnet uns zuerst der Trotz; wie es um den Leichtsinn steht, werden wir nachher sehen. Das Kind vom zweiten bis ungefähr zum vierten, fünften Jahr sieht sich einem ständigen Wandel seines Weltbildes ausgesetzt. Zuerst lebt es in den einfachen und eindeutigen Sicherungen des frühen, wie wir entwicklungspsychologisch sagen: des physiognomischen Weltbildes. Darunter verstehen wir die Tatsache, daß das Kind von allen Dingen seiner Umgebung, von Tieren und Menschen, immer unmittelbar weiß, ob es sie fürchten, vor ihnen fliehen muß oder ob es sie lieben, sich ihnen anvertrauen darf. Es liest das ab an der jeweiligen Beschaffenheit des Äußern, es nimmt das Äußere also als direkten und unverfälschten Ausdruck des Dinges oder des Lebewesens. Der langhaarige tolpatschige Hund kann seinem äußern Aussehen nach nicht gefährlich sein, und der schwarz vermummte Samichlaus kann nicht geheuer sein — es müßte denn jedesmal äußerer Ausdruck mit dem wahren Wesen des Gegenübers nicht übereinstimmen. Leider — für das Kind leider — stimmt aber häufig die sichtbare äußere Gestalt nicht mit der eigentlichen Natur des vor uns stehenden Partners überein. Diese Erfahrungen macht auch das Kind, und es sind für es schmerzhaft und ganz unerwartete Entdeckungen. Die eindeutige und sichere Welt erhält allenthalben Sprünge und Risse, durch die das Unerklärliche und unfassbar Geheimnisvolle in die Welt des Kindes eintritt; das ist *die* Stelle, wo die Angst entsteht und vom Kind Besitz ergreift. Diese Angst kann es vorerst nicht mit Trotz überwinden, dazu fehlt ihm die Möglichkeit des selbständigen Wollens. Doch findet es einen Ausweg. Allmählich wird das physiognomische durch das animistische Weltbild abgelöst, d. h. daß jetzt auch die Welt der Dinge als beseelt erlebt wird. Man kann seiner Hilflosigkeit und Angst dadurch Herr werden, daß man diese Geisterwesen zu Hilfe holt im Orakel und Zauber. Trotz dieser Hilfen bleibt die Welt, die zwar jetzt wieder sicherer und zudem interessanter gewordene Welt an vielen Stellen unüberblickbar; sie erscheint unklar und ungeordnet. So hat auch hier die Angst bald wieder viele Schlupfwinkel, weil auch die animistischen Zauberpraktiken nicht immer zu helfen vermögen.

Parallel zu dieser Wandlung und Differenzierung des kindlichen Weltbildes verläuft eine andere Entwicklung: Die Geburt des *Ichs* im Kinde bahnt sich an. Unter dem Ich ist in diesem Zusammenhang das andeutungsweise selbständige, von den Eltern bereits etwas unabhängige Handlungszentrum des Kindes verstanden. Dieses Ich bildet sich durch die zunehmend häufiger werdenden Versagungen, denen das Kind ausgesetzt wird. Besonders stark und intensiv erlebt das Kind diese Versagungen bei seinen tastenden frühen «erotischen», nach Zärtlichkeiten und Besitz verlangenden Impulsen. Das Ich beginnt sich zu konstituieren im Erlebnis, der Tatsache, daß man als Kind nicht einfach mehr ununterschieden und vermischt mit den Eltern eins ist. Ich besitzen bedeutet aber, keimhaft selbständig *wollen* können, keimhaft einen *eigenen Willen* be-

sitzen. Im Zusammentreffen beider Entwicklungsrichtungen entsteht eine neue Verhaltensweise: Das Kind beginnt sein Wollen auszuprobieren. Das kann es nur, wenn es an kleinen Willenszielen festhält und mit all seiner neu entdeckten Kraft sich *durchzusetzen* sucht: das Kind trotzt.

Dieser Trotz allerdings ist uns normalerweise kein Problem und sollte kein Problem sein. Was das Kind in allen Stufen seiner bisherigen Entwicklung tat, tut es auch jetzt, es übt eine neu erworbene Möglichkeit. Gleichzeitig hat es ein neues probates Mittel gefunden, um seine Ängste und Unsicherheiten zu bekämpfen. Dieser Trotz ebbt aber bald ab, in dem Maße nämlich, als das Kind den ihm entgegentretenden Erwachsenen immer wieder und über alle Verbote oder Gebote hinaus als den zuverlässigen und für es anwesenden Helfer erlebt. Je stärker diese Erfahrung ist, um so tragfähiger wird des Kindes Vertrauen in den Erzieher und um so unnötiger sein Trotzen, da es seinen jungen Willen nicht mehr ausschließlich dazu benützen muß, sich in seiner Unsicherheit um den Preis der Verkrampfung Halt zu verschaffen. Was aber geschieht, wenn genau in diesem Augenblick der Erzieher versagt, wenn er das Vertrauen des Kindes nicht zu wecken und zu stärken vermag, wenn er das Kind seiner entwicklungsbedingten Unsicherheit und Unvertrautheit überläßt? Dann wird das Urmißtrauen des Kindes gegen die Welt, das es in seiner Hilflosigkeit nach der Geburt zuerst ja entwickeln mußte, bis es durch das Erlebnis der pflegerischen Zuverlässigkeit verdrängt wurde — dann wird dieses alte Mißtrauen neu aktiviert werden, und das Kind wird nun in ein Trotzen hineingedrängt, welches weit über die alterstypische Form und Intensität hinausgeht. Wie anders soll es sich in dieser frühen Entwicklungsstufe gegen die Unsicherheit und gegen die Angst wehren, wenn nicht mit eben dem Mittel jener neuen Verhaltensweise, die ihm jetzt zur Verfügung steht. *Dieser* Trotz nimmt in solchem Falle auch bald die *verschiedenartigsten Formen* an, und darin wirkt und wird er dann eben auffällig, unangemessen, alarmierend. Solchem Kinde gegenüber sich mit Gegen- druck wehren zu wollen, wäre das Verkehrteste; denn Trotz «brechen» wollen oder, wie man gelegentlich in der Beratung von den Eltern formuliert hört: den «Willen brechen» wollen, wäre ein exemplarischer erzieherischer Fehlgriff. Wenn wir in diesem Falle dem Kinde das nachhaltige Erlebnis unserer Vertrauenswürdigkeit als Erzieher nicht verschaffen können, gelingt es nicht, ihm recht zu helfen. Daß der solcherart über alles alterstypische Maß hinaus fixierte Trotz auch in eine neurotische Verfassung hineinführen kann oder schon Symptom einer solchen neurotischen Verfassung ist, dürfte unmittelbar einleuchten. Auch das *verwahrloste* Kind muß zum Trotz als Abwehr greifen. Seine Umwelt läßt sich geradezu als das ausgesprochen unzuverlässige Milieu beschreiben, in dem man versäumt hat, dem jungen Kinde schon Sicherheit durch die eigene treue Anwesenheit zu verschaffen. Es ist auch das Milieu, in welchem man den einzelnen Bedürfnissen des Kindes gegenüber unklar und ohne sichere eigene innere Haltung begegnet. Was heute verboten ist, wird morgen erlaubt. Eine Pflege guter Gewohnheiten stellt sich nicht ein, bedürfte es dazu doch der eigenen Zuverlässigkeit des Erziehers. Das verwahrloste Kind wird deshalb seinen momentanen Bedürfnissen, Wünschen und Begierden erliegen, diese als das augenblicklich Wichtigste nehmen, nehmen müssen, um an ihnen sich in der trotzigsten Versteifung aus der Unsicherheit herausretten zu können. Straßentüchtiges, ellenbogenbewehrtes Verhalten geht darum bei solchen Kindern meistens mit einer überraschenden inneren Verletzlichkeit einher.

Fragen wir noch nach dem *Leichtsinn in der frühen Zeit*, so spüren wir, daß diese Verhaltensbezeichnung hier noch nicht recht passen will. Leichtsinzig kann man erst sein, wenn man Werte als verpflichtend erfahren und erkannt hat, wenn also einem reiferen Willen Ziele gesetzt sind und wenn man nun diese Ziele in verantwortungsloser Lässigkeit verrät. Diese Art des verantwortlichen Lebens ist noch nicht Sache des jungen Kindes. Vielmehr ergreift und rührt am Verhalten des Kindes gerade sein offen leichter empfangsbereiter Sinn. Wir empfinden oft dies als Verlust eines Paradieses, daß es uns nicht mehr gegeben ist, so wie das Kind ungeteilt anwesend zu sein, völlig

erfüllt von der Gegenwart und von nichts sonst. Doch schon das fünf-, das siebenjährige Kind muß lernen, sich gelegentlich aus solchem selbstvergessenem Dasein herauszuholen in die gesetzten Ordnungen seines Tages. Und hier gibt es auch für es schon Verpflichtungen, Aufgaben, die es erfüllen und zu deren Erfüllung es seine Willenskräfte anspannen muß. Recht oft aber ist die Beeindruckbarkeit des Kindes so groß, daß es dauernd wieder von seinem vorgesehenen Tun abgelenkt und hingelenkt wird zu andern Dingen. Das ist noch nicht Leichtsinns; vielleicht läßt sich diese Verfassung am besten mit dem französischen Ausdruck «étourderie» bezeichnen. Man mag ihn mit Unbesonnenheit, vielleicht auch Vergeßlichkeit übersetzen, obschon diese Worte nicht genau den Sinn treffen. Es ist das Kind, welches ob seinem Erfülltsein vom «hier und jetzt» ohne Bezug bleibt zu den Randgebieten der Gegenwart, zu dem, was eben vergangen ist und aus welcher Vergangenheit eigentlich noch der Anruf herübertönt; ohne Bezug auch zu dem, was unmittelbar folgen wird und aus welcher nahen Zukunft bestimmte in der innerlichen Vorwegnahme erfahrbare Ereignisse in die Gegenwart hineinwirken. Das Kind wüßte in diesem Sinn zum Beispiel um die begrenzte Zeit, die ihm noch bis Schulbeginn zur Verfügung steht — und trödelt doch vor sich hin.

Eine etwas andere Form der «étourderie» haben wir dann vor uns, wenn das Kind ohne vertiefende Bindung von einem zum andern Gegenstand schweift und oberflächlich über sie hin gleitet. Auch dieses Kind trödelt, spielt herum und vergißt die Zeit, vergißt Verpflichtungen. Diese Form kindlichen Leichtsinnes beunruhigt uns stärker, führt sie doch direkt in die Labilität hinein und von echter Beziehungsfähigkeit weg. Wir finden dieses Verhalten beim viel älteren Verwahrlosten auch wieder; bei ihm aber entsteht es dann deshalb, weil sich das Kind nicht an Dinge oder Menschen binden darf; es könnte sich ihm dabei nämlich der unzuverlässige Erwachsene unbemerkt wieder entziehen, er könnte sich entfernen, er könnte wiederum verloren gehen. Mir machen diese Kinder immer einen ähnlichen Eindruck wie Tiere, die auch im Schlaf nicht von der Feind- und Feldbeobachtung ablassen dürfen.

Nach der frühen ersten Erregungsphase ist es dann erst die Zeit der *Pubertät*¹, in welcher der Jugendliche neu und unvermittelt wieder zu trotzen beginnt oder in ausgesprochen leichtsinnigen Lebenswandel gerät. Auch in der Pubertät provozieren wiederum zwei verschiedene Entwicklungsvorgänge Trotz und Leichtsinns. Zunächst einmal entdeckt der Jugendliche sich, sein Innenleben, sein Wesen. Allerdings erfährt er von seinem Eigensinn nur in Ansätzen und erst in verschiedenen Anläufen. Doch sind auch diese Bruchstücke schon erregend genug, um sein Sinnen und Trachten völlig von der Außenwelt abzuziehen. Eine neue komplizierte Ichgeburt muß erlitten werden. Eigene Meinungen suchen sich auszukristallisieren, eigene, nur mir gehörende Stimmungen, Gefühle, Gesichte treiben mich um. Der Pubertierende muß die Welt neu schaffen, jetzt völlig allein, von innen nach außen. In diesem Prozeß werden alle einzeln erfahrenen Einsichten maßlos überwertet, müssen überwertet werden, weil sie erst dünn gesät sind und doch den ganzen jungen Menschen ausfüllen. Doch gerade der Anspruch der Unbedingtheit, den der junge Mensch stellt, das Unmaß seiner Auffassungen und Meinungen erweckt den Widerstand der Umgebung. An diesem eigentlich willkommenen Widerstand kann sich das neugefundene Ideal besonders gut demonstrieren: der Widerstand wird mit Widerstand beantwortet. Dieses Trotzen bietet sich dem jungen Menschen auch darum an, weil gleichzeitig mit der Verinnerlichung ein neues Kräfteangebot zur Verfügung steht, von dem er gerne Gebrauch macht. In der Überwertung des eben Gefundenen versteift sich der Pubertierende und gewinnt so für kurze Zeit einen bescheidenen Halt mitten im Fluß seiner Entwicklung. Er greift also in dieser Lage auf das frühe kindliche Verhaltensmodell des Trotzes zurück und produziert ihn jetzt in neuer Form. Doch fällt der Jugendliche ja auch häufig wieder zurück in die Ungewißheit, ins Gefühl des Versagens und Ungenügens, in die Angst, sich zu verfehlen und

¹ Im Vortragszyklus «Die Pubertät», «Schweiz. Lehrerzeitung», Nr. 21/1957, wurden z. T. Ausführungen aus dieser Arbeit übernommen (S. 598).

sich zu verlieren, in die Angst, den richtigen Weg ob des Widerstandes der Umwelt zu verpassen, so daß auch daraus erneut der Trotz aufflammt. Die Angst vor dem Neuen muß ebenfalls bewältigt werden; noch aber fehlt das Vertrauen in die eigene unbekannte Person und in die Welt, die undurchsichtig noch vor einem steht. Der oft einzige Ausweg auch hieraus ist wiederum der Trotz, in dem sich der Jugendliche eine Sicherheit und Selbständigkeit vorspielt, die er eigentlich noch nicht besitzt.

Wenn aber der Boden, auf dem der jugendliche Mensch bisher stand, schon schmal und wenig tragfähig war, weil das elterliche Milieu das unbedingte kindliche Vertrauen nicht zu schaffen vermocht hatte, dann wird sich der Pubertierende jetzt in eine verkrampfte, antispießrische Welt hinein verstreben, um sich überhaupt über die eigene innere Bodenlosigkeit hinweg helfen zu können. Die geringe und nur bedingt gewonnene vorläufige Selbständigkeit muß er überhöhen und sie mit dem Anspruch, erwachsen zu sein, gegen den wirklichen Erwachsenen verteidigen. Je unsicherer und unvertrauter er ist, um so hartnäckiger und unangemessener wird er es tun. Der Weg aus dieser Sackgasse heraus kann nur dann gefunden werden, wenn die Erzieher dem Jugendlichen den *Mut zum Vertrauen* zurückgeben können. Der junge Mensch muß merken, daß wir seine neue Welt nicht einfach ablehnen und entwerten wollen, wenn wir auch der Meinung sind, sie sei in vielem noch nicht das Ganze. Gerade dieser Umstand aber, daß diese Pubertierenden noch nicht gezwungen sind, das Ganze des Lebens überblicken zu müssen, macht den Schwung ihres Tuns und Streitens aus. Ihre ihnen heiligen Ideale stehen noch von der zu unzähligen Kompromissen drängenden Erwachsenenwirklichkeit unberührt vor dem inneren Auge. Uns obliegt es, «nicht in die heiligen Hoffnungen der Jugend zu spucken», wie Spitteler sagt, denn das Vertrauen in ihre Ideale muß sich später ins Vertrauen in das ganze unganze Leben verwandeln. Wie stünde es sonst mit der Freiheit, wenn es diese trutzige Tapferkeit der jungen Menschen nicht gäbe?

Gerade zu dieser jugendlich *trutzigen Tapferkeit* gehört aber ein Schuß *Leichtsinn*, etwas vom Eichendorffschen unbesorgten leichten, offenen Sinn. Wie die Pubertät durch den wieder erwachenden Trotz gekennzeichnet ist, so ist sie auch charakterisiert durch die gefühls- und stimmungsmäßige Überschwänglichkeit, die bei einzelnen geradezu in ein Überschwemmtwerden mit Gefühlswogen übergehen kann. Der Jugendliche wehrt sich normalerweise nicht dagegen, er ist vielmehr in seinen Welt-schmerz, in seine helle Begeisterung verliebt, muß bis zu einem gewissen Grade verliebt ein, soll er sich selber erfahren und kennen lernen. Die momentan narzißtische Haltung ist trotz allen Gefahren nötig, soll der junge Mensch seine eigene innere Gestalt gewinnen. Diese Nötigung kann nun aber rasch in den Leichtsinn, in die Willfährigkeit führen, wenn der Jugendliche die eben entdeckten neuen Weisen des Gestimmtseins derart überwertet, daß er nicht mehr den Weg zu einer Gestaltung seiner innern Welten findet und der Mut zur Bewährung und Erprobung fehlt. Je ärmer das Kind an seelischer Nahrung, an Gehalten war, die ihm aus seinem Milieu hätten zuteil werden sollen, um so haltloser wird ein solcher Pubertierender seinen neu gewonnenen reichen Welten verfallen und sich wehren, in die ärmliche und vertrocknete Welt seiner Erzieher zurückzukehren. Doch ist in diesem Leichtsinn, der keine Verpflichtungen aus dem bürgerlichen Leben mehr anerkennen will, auch irgendwo die notwendige Haltung verborgen: Der Jugendliche muß sich seinen Stimmungen und Gesichtern überlassen können, ohne Einengung durch eine gesetzlicher gewordene moralistische Umwelt. Wie sonst sollte er neue innere Dimensionen, neue Horizonte entdecken können? Die Welt ist ja so viel größer, als der gesicherte und sich sichernde Nur-Erzieher weiß! Die Konfrontation mit dem Eros geschieht und muß vom Jugendlichen auch bewältigt werden. Lebte er bisher in einem Milieu ohne Maß und Zucht, dann wird er leichter auch dem Maßlosen verfallen. Wo sich der Jugendliche seinen Bildern und Träumen überläßt, steht er hart am Leichtsinn; wo er sich zurücknimmt und sich nicht auszusetzen wagt, bleibt er stehen und verkümmert zum infantilen Erwachsenen. Verliert er sich an seine

Träume und neuen Bedürfnisse, entsteht eine Dauerhaltung aus den notwendigen Durchgängen, dann bleibt der junge Mensch untüchtig, wird leichtsinnig und sich selber hörig, indem er eben warten muß auf «Inspiration» und «Stimmung» und nicht sich selbst aufmacht, diese innere Welt in äußerem Werk zu gestalten.

Sind Mut und Tapferkeit ausgesprochene Ideale des Pubertierenden, so steht daneben als verfehlte Haltung und als Gefahr immer auch der Trotz. Sind Schwung und Begeisterung, das Vertrauen in Ideale und neue Welten bevorzugte Verhaltensweisen des Pubertierenden, so steht daneben als Verfehlung und Verunreinigung eben auch Leichtsinn und hörige Willfährigkeit. Wie oft aber wird erst aus der Gefährdung heraus, aus dem Irrweg der *richtige Weg* gefunden? Wissen wir immer, was aus einer uns nicht genehmen Haltung des Kindes und des Jugendlichen wird? Spricht sich nicht oft auch in unseren Wertungen jugendlichen Verhaltens das Mißtrauen aus? Gerade der Trotzige und Leichtsinnige könnte uns auf unsern eigenen Trotz hinweisen, auf den Trotz des Erziehers, der sich versteift hat in ein System von Normen und nicht mehr bereit ist, sich zum Beispiel von den Erfahrungen und Wegen des Leichtsinnigen erschüttern zu lassen. Erschüttern meint hier nicht, daß der Erwachsene in falscher Jugendlichkeit sich einfach mitreißen lasse, wohl aber ist der bereite offene Sinn gemeint, der empfänglich bleibt für die feinen Schwebungen hinter den Dingen. «Es gibt oft Dinge und Beziehungen in dem menschlichen Leben, die uns nicht sogleich klar sind und deren Grund wir nicht in Schnelligkeit hervorzuziehen vermögen», sagt Stifter. «Sie wirken dann meistens mit einem gewissen schönen und sanften Reize des Geheimnisvollen auf unsere Seele. In dem Angesichte eines Häßlichen ist für uns oft eine innere Schönheit, die wir nicht auf der Stelle von seinem Werte abzuleiten vermögen. Ebenso fühlen wir uns manchmal zu einem hingezogen, den wir eigentlich gar nicht kennen, es gefällt uns seine Art, wir trauern, wenn er uns verlassen hat. Daß zuletzt sittliche Gründe vorhanden sind, die das Herz herausfühlt, ist kein Zweifel, allein wir können sie nicht immer mit der Waage des Bewußtseins und der Rechnung hervorheben und anschauen. Die Seelenkunde hat manches beleuchtet und erklärt, aber vieles ist ihr dunkel und in großer Entfernung geblieben. Wir glauben daher, daß es nicht zuviel ist, wenn wir sagen, es sei für uns noch ein heiterer, unermesslicher Abgrund, in dem Gott und die Geister wohnen. Die Seele in Augenblicken der Entzückung überfliegt ihn oft.»

Das wäre die uns angemessene Weise des Offenseins für das Kind und für die Welt.

F. Schneeberger

Lebensprobe

*Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
der schwachen Ton zu solcher Ehre bringt.
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen
und sagen: Das ist er, das ist sein eigen!*

*Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
zu leben und zu wirken hier und dort;
dagegen engt und hemmt von jeder Seite
der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort.
In diesem innern Sturm und äußern Streite
vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
befreit der Mensch sich, der sich überwindet.*

Goethe